

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

1915. * Nr. 37

Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Im nächsten Tage machte ich mich nach Gravnika auf, um dem Baron sein Eigentum abzugeben. Im Wald, unweit der Grenze von Willkowiński, ungefähr zweihundert Schritt von der Landstraße entfernt, sah ich den Tschibulski, er legte Schlingen für die Hasen und sprang auf und stand mir mit zornblickenden Augen gegenüber. „Warte, ich werde dich anzeigen“, sagte ich schadenfroh. „Das wirst du nicht!“ rief er heftig. „Die Janka laß mir in Ruhe“, sagte ich, „die heirate ich.“ „Padke mich und entriß mir den Hirschfänger. Wir rangen.“ Ich war stärker; mit eisernem Griff padte ich ihn. Da der Tschibulski die Waffe gegen mich und wollte mich. Ich warf ihn zu Boden und bekam die Waffe wieder. „Gott, wie es kam, im wilden Kampf, Brust an Brust, fuhr plötzlich die scharfe Schneide in den Leib. Sie mußte das Herz

verstand, mich zu beherrschen, daß mir niemand etwas anmerkte. — Als ich hörte, daß der Baron aus Mangel an Beweisen freigesprochen war, fiel mir eine Bergeslast von der Seele.

Im Frühjahr wanderte ich mit noch einem Burschen aus der Gegend nach Amerita. Hier ist es mir schlecht gegangen. Ich habe gehungert und gefroren, aber bis auf die eine Sünde meines Lebens bin ich doch ein ehrlicher Kerl geblieben.

Nun habe ich alles gesagt, was mich jahrelang bedrückt hat. Ich bitte Sie auf den Knien um Vergebung, Herr Baron. Gott sei meiner armen Seele gnädig.

Stephan Mitulski, früherer Knecht in Willkowiński, Posen.“ Eine kurze Zusage des Hospitalarztes war dem Schreiben beigelegt. Er bestätigte, daß der Kranke bei vollem Verstande sei, und daß er seine Aussage vor Zeugen beschworen.

„Ich hoffe, geehrter Herr Präsident, daß Sie Gebrauch von der Beichte eines Sterbenden machen werden, und daß der unschuldig Angeklagte seine Ehre wiedererlangt.“

Hochachtungsvoll: Fred Hunter, Oberarzt.
Washington, St. Jameshospital, 25. August 1909.

Der Präsident hatte dem bedeutungsvollen Schreiben hinzugefügt, daß der Sachverhalt in den Zeitungen veröffentlicht werde, und daß alles geschehe, Berns Namen von dem ihm anhaftenden Makel zu befreien.

„Frei! Frei!“ Bernd jubelte es laut. Er redete die Arme; ihm war, als sie len Ketten davon ab. In heißem Gebet dankte er Gott für sein gnädiges Walten. Dann eilte er hinüber zu

ihr, zu seiner geliebten, treuen Mutter. Er kann nicht sprechen, er reicht ihr den Brief, und sich an ihre Brust werfend, weint der starke Mann wie ein Kind.

„Mutter, ich bin frei! Frei! Lies und sieh es selbst!“

Noch einmal muß Bernd die Worte selbst sehen. Mit erregter, vor Glück bebender Stimme liest er den ganzen Bericht seinem



Kriegsbente aus Przemyśl: Geschütze, die den Russen bei der Wiedereroberung der galizischen Festung abgenommen wurden. Phot. Eilo-Film.

Ich beschwöre dies bei Gott, angesichts des der mir naht. Aber ich habe dennoch ein schweres Un- mich geladen, habe einen völlig Schuldblosen gefangen lassen und feig geschwiegen. Die Janka hat den reichen Sohn heiraten müssen. Mir war die Heimat verleidet. Ich noch einige Monate, um keinen Verdacht zu erregen. Ich

Mütterlein vor. Dann halten sie sich lange umfaßt, sie sind zu froh, um sprechen zu können. Der tiefste Schmerz, das höchste Glück sind stumm! —

Erst nach und nach sammeln sie sich. Sie fassen Hand in Hand auf dem Sofa und machen Zukunftspläne.

Vor einigen Tagen hat Wilhelm von Stetten nochmals geschrieben und den Nissen gebeten, nach Buchensfeld zu kommen und ihn zu vertreten, während er mit seinem Sohne Ernst in Davos weilt.

„Jetzt kann ich Ja sagen, Mutter! Morgen schreibe ich und nehme an. Denke doch, wie schön es sein wird, in Medlenburg auf dem alten Erbgut der Familie zu leben und dort zu wirken! Ich brauche mich nicht mehr scheu zu vertriehen und kann den Kopf erheben.“

„Mein Junge, Gott hat geholfen, ihm sei Lob und Ehre!“
„Ja, ich werde ihm mein Leben lang danken, Mutter; ich will es nie vergessen!“

So schloß dieser schöne Tag. Ein neuer Morgen, ein neues Leben tagte für Bernd von Stetten.

Hilbe und Tante Dörchen waren Anfang August nach Berlin abgereist. Vorher hatte Dersfeld noch einmal Hilbe gefragt, ob sie seine Frau werden wolle. Sie nahm ihn nicht ernst und hatte lachend verneint. Er ließ sich nicht entmutigen und beharrte bei seiner Werbung.

„Wenn ich nur wüßte, was Sie gegen mich haben“, sagte er etwas ärgerlich.

„Mein Gott, Sie wissen es ja schon“, versetzte sie ungeduldig, „Sie sind mir zu groß.“

„Das kann ich leider nicht ändern, aber ich werde Sie tragen, wenn Sie finden, daß wir nicht Arm in Arm gehen können. Sehen Sie, so werde ich es machen.“

Er wollte sie umfassen und aufheben. Sie wich zurück und gab ihm einen leichten Klap.

„Bitte, lassen Sie solche dummen Spässe“, sagte sie entrüstet. „Sie meinen ferner, daß der Name Fritz Ihnen nicht behagt.“

Wie möchten Sie, daß Ihr Zukünftiger heiße?“

„Nun, Walter oder Siegfried oder Lothar.“

Er lachte vergnügt.

„Mein zweiter Name ist Lothar. Sie können mich so nennen, wenn Sie meine Frau werden.“

„Ja, wenn“, entgegnete sie neckisch, „aber das wird nie der Fall sein.“

„Wirklich nie?“ fragte er.
„Sie nicht. Er tat, als ob er fort ginge; sie blinzelte durch die Wimpern ihm nach.“

„Ich wußte es, er kehrt zurück.“
Dersfeld stand wieder vor ihr.

„Fräulein Hilbe“, sagte er, „morgen reisen Sie fort.“
Er sah betrübt aus. Sein kleiner Dämon freute sich darüber.

„Ich werde Sie in Berlin besuchen. Darf ich?“
„Wozu?“ fragte sie.

„Um dieselbe Frage an Sie zu richten. Sie wissen doch: Beharrlichkeit macht Möglichkeit.“

„Ich glaube daran nicht.“
„Aber ich. Sie werden sich bestimmen.“

„Bilden Sie sich das nicht ein.“
„Nun, wir wollen sehen.“

Er ging dieses Mal wirklich.
Bernd und Dersfeld begleiteten die Damen zur Bahn.

Dersfeld hatte für beide Blumen gebracht. Bei Hilbes Strauß spielten die Vergißmeinnicht die Hauptrolle.

„Auf Wiedersehen“, sagte der junge Aurländer beim Abschied.
„Wer weiß“, fiel es von Hilbes Lippen.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, blickte sie zum Fenster hinaus; Dersfelds hohe Gestalt war noch lange sichtbar.

In Berlin bemühte Hilbe sich um Privatstunden, die sie auch bekam. — Sie dachte oft an den Sommer in Jßeneruh. Wie hatte sie Dersfeld gedenkt. Es tat ihr jetzt fast leid.

„Ach was“, dachte sie, „alles war ja nur Scherz. Er meint es gar nicht ernst und wird mich bald vergessen haben.“

Welche Freude die gute Nachricht über Bernd seinen Angehörigen bereitete, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

Er stand glänzend gerechtfertigt da, nachdem der Präsident des Gerichtshofes das Nötige veranlaßt hatte.

Jßeneruh stand leer. Frau von Stetten lebte nun wieder in der Dorotheenstraße in Berlin; ihre Töchter und Tante Dörchen waren glücklich darüber.

Bernd blieb kurze Zeit in Berlin, dann reiste er nach Buchensfeld zum Onkel. Er wurde herzlich empfangen. Sein Vetter Ernst war ein schwächlicher, krank aussehender Jüngling, dessen eingefallene Wangen und Brust von einem schweren Lungenleiden

sprachen. Er schloß sich mit großer Liebe an Bernd, und Wetter rauher wurde, bat Herr von Stetten den Nissen, dem Süden zu begleiten, was Bernd auch gern annahm. ihm peinlich, in der ersten Zeit nach seiner Freisprechung Deutschland zu leben. Erst im Frühjahr wollte er die schaftung Buchensfelds antreten.

In kleinen Tagesreisen erreichten sie Davos; dort sollte den Winter zubringen. — Es schien ihm etwas besser zu aber dann kamen wieder Fiebertage; sein Vater verlor die nung auf Genesung.

Bernd trieb Wintersport, rodelte und ließ Schneeschu den trüben Tagen war es ihm, als lebe er auf. Wie ein Mensch sah er aus mit den blühenden Augen und der gerichteten Gestalt. Er machte nette Bekanntschaften und oft den Mittelpunkt des heiteren Kreises. Manch junges M herz pochte schneller für den stattlichen Mann, aber Bernd es nicht zu bemerken und blieb kalt.

Dachte er an eine, die fern war? An jene, die er im E kennen gelernt, die er zuletzt in weicher Stimmung gesehen dem sie ihn vorher schnippisch behandelt hatte? — Jßens schwebte ihm überall vor. Oft hatte er den Wunsch, sie zusehen, aber Onkel Hugo und die Seinen waren in Ge „Ob ich sie besuche?“ dachte Bernd manches Mal, tat es nicht. Er wollte Jße nie mehr begegnen. Sie wa viel umworben und verlobte sich bald.

Weihnachten kam. Ernst schien sich zu erholen. Eine schritt er auf den Arm des Veters gestützt, langsam in die weiße Schneewelt von Davos.

Bernd war voll zarter Fürsorge um ihn bemüht um ihm Mut zuzusprechen, aber der Kranke schüttelte den A mit heiserer Stimme sagte er:

„Du meinst es gut, lieber Bernd, aber ich weiß, daß ich muß. Ach, ich hätte so gern gelebt.“

„Gott wird dich deinem Vater erhalten, Ernst.“

„Ja, mein armer Vater! Es wird ihn schwer treffen, sprich mir, ihm ein treuer Sohn zu werden, wenn ich nicht bin. Du wirst dann Herr auf Buchensfeld sein.“

Davon sprich nicht“, bat Bernd erschüttert.

Das Weihnachtsfest brachte den Gästen des Hotels ein schön geschmückte Tanne. Man beschenkte sich gegenseitig Mit unnatürlich großen, fieberhaft glänzenden Augen Ernst von Stetten auf die Kerzen. Er sagte sich, daß lekten Male das Fest sei.

Und draußen lag die weiße, weiße Welt, eingehüllt in wärmende Schneedecke.

Lange stand Bernd an jenem Abend an seinem Fenster. Anschauen der winterlichen Pracht versunken. Seine tief bewegt, er faltete die Hände im heißen Dankgebet.

In Berlin verlief Weihnachten dieses Jahr harmonisch munterer Geselligkeit — so ganz anders als vor zwei

Hilbe ließ Schlittschuh, machte einige Gesellschaften war oft bei Bengerns, wo sie gemüthliche Stunden ver Am heiligen Abend kam ein prächtiger Blumenkorb für d Mädchen an; Dersfelds Karte lag dabei. Hilbe kehrte sie erwarde sie einige Worte von ihm; sie war enttäuscht nichts fand. Im stillen hatte sie gehofft, daß er nach B men würde und hatte sich vorgenommen, netter zu ihm

„Er wird wohl nach Hause gereist sein“, tröstete sie dachte oft an ihn. Er war doch wirklich ein guter Junge fröhlich und so gar nicht empfindlich, wenn sie gegen ihn e

Zu Beginn des Frühlings kehrte Bernd nach D zurück. Der Onkel und Ernst blieben noch in Davos und später nach Meran übersiedeln.

Nachdem Bernd eine Woche in Berlin zugebracht ha er nach seinem neuen Bestimmungsort ab. Mit frischen widmete er sich seiner Arbeit. Buchensfeld war ein schönes Gut mit einem alten Herrenhause, das von tionen bewohnt, viele Familienandenken und eine lan von Ahnenbildern derer von Stetten besaß. — Und dieses stolzen Besitzes fiedte hoffnungslos dahin! D danke trübte oft die Stimmung Berns. Der Gedant nahe, daß er an Stelle Ernsts einst Buchensfeld besitz wenn der Tod diesen dahinkrafft, aber Bernd dachte daran. Er hätte sich gefreut, Ernst wieder gesund zu Bollbesitz der Kraft, die seine eigenen Muskeln stähle.

Monat auf Monat verging. Bernd stand im B mit Onkel Brömmeler. Dieser hatte ihm gleich nach seine reitung in herzlicher Art Glück gewünscht, und die Ta einige Worte hinzugefügt. Von Jße war ein Gruß b

Als ihr Vater wieder einmal schrieb, stand unter seine „Einen Gruß von Cousine Jße.“

„dachte Bernd bitter, „jetzt erkennt sie mich als Vetter
 ist, wo ich nicht mehr der Angestellte ihres Vaters bin —
 da das Brandmal ausgelöscht wurde.“ — —
 im April wurde Wengerns ein Sohn geboren, ein prächtiger
 Das eheliche Glück des jungen Paares wurde dadurch
 größer. Frau von Stetten war überglücklich, ihr erstes Entel-
 zu besitzen.
 Dersfeld ließ nichts von sich hören, desto öfter dachte Hilde
 an. — Der erste Mann, der sich einem jungen Mädchen
 nähert, macht Eindruck auf sie, und wenn Hilde an
 dachte, so wünschte sie, ihn wiederzusehen.
 Dersfeld hatte mit seinen Eltern gesprochen und ihnen offen
 daß er Hilde von Stetten liebe. Seine Mutter wollte
 nichts von einer Heirat wissen; sie hatte andere Pläne
 für ihren Sohn und wünschte sich eine Aurländerin zur Schwieger-
 Tochter. Ihr Mann unterstützte des Sohnes Werbung.
 „Ist gut, wenn frisches Blut in unsere alten Adelsgeschlechter
 fließt,“ wir degenerieren, weil wir fast immer untereinander
 verheiratet sind.“
 „Aber sie ist arm, Konrad.“
 „Das tut das, Erna. Sie ist von gutem alten Adel. Ich habe
 ihren Namen nachgesehen. Ich denke, wir sind reich
 um dem Jungen aus diesem Grunde nichts in den Weg
 zu legen.“
 „Ja, ich will mich doch erst persönlich überzeugen.“
 Frau von Dersfeld mußte zur Kur nach Wiesbaden. Sie blieb
 einige Tage in Berlin und besuchte Stettens. Hilde öffnete ihr
 das Haus. An der Ähnlichkeit mit dem Sohn erkannte
 Baronin. Tief errötend stand sie vor ihr und hielt den
 Blick aus.
 „Sie sind mir keine Fremde, liebes Fräulein,“ sagte Frau
 Dersfeld, „mein Sohn hat mir von den angenehmen Stunden
 die er vorigen Sommer in Ilse'stuhl verbracht hat. Ich
 komme, Ihrer Frau Mutter dafür zu danken.“
 „Ihr liebenswürdig, gnädige Frau. Bitte, näher zu treten,
 ich sitze im Salon.“
 Die beiden Damen begrüßten sich. Hilde pochte das Herz.
 Hatte dieser Besuch zu bedeuten? Frau von Dersfeld blieb
 einige Tage für eine erste Visite, immer wieder prüften ihre Augen
 die mutige Mädchengestalt.
 Im Abschiede bat sie Mutter und Tochter, sie morgen zu
 kommen, um einen kleinen Ausflug nach Potsdam zu machen.
 Sie nahm dankend an und blieb den ganzen Tag zusammen.
 Frau von Dersfeld schrieb darauf dem Sohn:
 „Du hast einen guten Geschmack, Fritz; mir scheint, Du darfst
 sobald auf Dich die Rede kam, las ich auf Hilde's Gesicht
 eine gewisse Spannung. Als wir Abschied nahmen, fragte ich sie:
 „Wann mein Sohn kommen?“
 „Nicht und küßte mir die Hand.“
 * * *
 Er starb sofort, Ernst sterbend.“
 Die Drahtnachricht erhielt Bernd Anfang Mai von seinem
 Vater. Sofort reiste er nach Meran ab.
 In einem schönen Ort, der von den Lungenkranken in der
 Gegend auf Genesung besucht wird, hatte Ernst von Stetten
 seinen Wohnort. Der arme Vater stand gebrochen am Sarge seines
 Kindes und Bernd neben ihm, der mit der Liebe eines
 Sohnes den alten Mann stützte und aufrecht erhielt.
 In dem Friedhof, der so viele birgt, die in Meran die ersehnte
 Ruhe nicht gefunden, betteten sie den Toten zur ewigen Ruhe.
 „Du bist jetzt mein Erbe,“ sagte Stetten zu seinem Neffen,
 „selbst fähst du nach meinem Ableben zu.“
 „Lieber Onkel, ich wünschte, es wäre anders gekommen“,
 sagte Bernd tief bewegt. „Willst du nicht mit mir heim-
 kommen und werde dich mit Sohnesliebe umgeben.“
 „Ich glaube ich, mein guter Junge, aber laß mich hier an dem
 Ort bleiben, der mein Liebstes birgt, ich fühle, daß auch meine
 Seele hier zuhause ist.“
 „Ich will bei dir bleiben, Onkel.“
 „Nein, das sollst du nicht. Du bist jung und brauchst
 ein schönes Leben vor dir.“
 Bernd blieb noch einige Tage, dann mußte er den Wunsch
 seines Vaters befolgen und nach Deutschland zurückkehren. Er traf
 im Mai in Berlin ein.
 Inzwischen war Dersfeld auch dort angekommen. Er begab
 sich nach der Wohnung der Frau von Stetten.
 „Jemand zu Hause?“ fragte seine muntere Stimme die ihm
 eine Magd.
 „Ja, das gnädige Fräulein ist da.“
 In einigen langen Schritten stand er vor Hilde.
 „Ich bin ich,“ sagte er lachend und faßte ihre beiden Hände;
 ihm willig überließ.

„Fräulein Hilde, schicken Sie mich nicht fort,“ bat er, „ich —
 ich habe Sie so lieb, so sehr lieb!“
 Diese Sehnsucht und heiße Leidenschaft bebten in seiner Stimme.
 Sie hielt noch immer den Kopf gesenkt.
 „So sehen Sie mich doch an“, flehte er, den Arm um ihre
 zierliche Gestalt legend und sie an sich ziehend.
 Sie ließ es willig geschehen; ihre Hand erwiderte den warmen
 Druck der seinen.
 „Hilde, liebe, kleine Hilde!“ jubelte Dersfeld, „so willst du meine
 Frau werden? O, wie bin ich glücklich!“
 Er hob die leichte Gestalt auf und küßte sie stürmisch.
 „Wie wild du bist, Fritz“, sagte sie halb erschreckt, halb selig.
 „Du nennst mich Fritz?“ lachte Dersfeld, „so findest du den
 Namen nicht mehr häßlich?“
 Sie zog seinen Kopf zu sich hinunter und flüsterte in sein Ohr:
 „Nein, denn — ich liebe den, der so heißt.“
 „Hurra!“ rief Dersfeld ausgelassen, und ehe sie sich dessen
 verah, hatte er sie umfaßt und tanzte mit ihr einen lustigen
 Walzer durch das Zimmer.
 „Einmal noch leben, eh es vorbei,
 Einmal noch lieben im Monat Mai.“
 Sie sangen es beide in glücklichem Abermut.
 „Na, was soll das heißen?“ fragte Tante Dörtchen, den Kopf
 verwundert durch die Tür stehend.
 „Das soll heißen, daß wir verlobt sind, Tantechen!“ rief Dersfeld,
 in der Freude seines Herzens die alte Dame umarmend, „die
 Hilde nimmt mich langen Kerl und wird meine Frau!“
 „Liebst du ihn denn, Kindchen?“
 „Ja, ja, ja!“ Nicht mehr: „Nein, nein, nein!“ war die Antwort.
 „Na, dann gratuliere ich. Also deshalb war die Frau Mama
 gekommen! Jetzt verstehe ich.“
 Als Frau von Stetten nach Hause kam, sah sie Fritz und Hilde
 Arm in Arm stehen und erriet alles.
 „Du bringst meine Tochter weit fort, in ein fremdes Land,
 mein lieber Sohn,“ sagte Frau von Stetten, „aber ich vertraue
 sie dir gern an.“
 Wegen der Trauer um Ernst konnte die Verlobung noch nicht
 veröffentlicht werden. Nur Wengerns wurde sie mitgeteilt, und
 auch dort wurde Dersfeld freudig empfangen.
 „Wenn Bernd doch auch heiraten wollte!“ dachte Frau von
 Stetten oft.
 * * *
 Willkheimen, den 28. August 1903.
 „Lieber Junge!
 Leider sind wir so kurze Zeit in Berlin gewesen, daß ich Dich
 nicht benachrichtigen konnte. Wie Du siehst, sind wir nun wieder
 zum Sommer in Willkheimen. Bitte, mache es möglich, zu Ilse's
 Geburtstage zu kommen; er ist am achtundzwanzigsten August. —
 Voriges Jahr waren meine beiden Damen schon fort, und wir
 konnten den frohen Tag nicht zusammen feiern.
 Wir vermissen Dich und die Deinen sehr. In Ilse'stuhl lebt
 jetzt der neue Pächter, scheint ein guter Landwirt zu sein.
 Alles Weitere mündlich; die Ilse will meiner Einladung
 einige Worte hinzufügen.“
 Dein alter, treuer Onkel
 Hugo von Brömmeler.“
 „Bitte, kommen Sie zu meinem Geburtstage, Vetter Bernd.
 Auf Wiedersehen!“
 Ilse.“
 So einfach die Worte klangen, machten sie doch das Herz des
 Lesers höher schlagen. Er konnte kaum den Tag erwarten, der
 ihn wieder nach Ostpreußen brachte. In letzter Stunde hielten
 ihn unvorhergesehene Geschäfte in Buchensfelde fest, so daß er
 die Nacht durch reisen mußte. Erst kurz vor dem Mittagessen
 Diner langte er in Willkheimen an.
 „Na, gut, daß du doch noch da bist,“ begrüßte ihn Brömmeler.
 Die Ilse sah fortwährend aus dem Fenster nach dir aus. Jetzt
 sind die Damen bei der Toilette. Wirf dich schnell in Gala, Junge,
 es ist die höchste Zeit.“
 Bernd befolgte seinen Rat. Bald darauf schritt er in Grad
 und Ladi'stuhl die breite Treppe zu den unteren Räumen hinab.
 Ein zahlreiche Gesellschaft war versammelt. Als Bernd ein-
 trat, verstummte das laute Gespräch, ganz still ward es; aller
 Augen richteten sich auf ihn.
 Wie sah der Mann heute anders aus, als vor einem Jahre!
 Frei und Stolz die Haltung, sicher das Benehmen und in dem
 energischen Gesicht ein Leuchten heimlichen Glückes.
 Viele Hände streckten sich nach ihm aus. Er nahm seinen Platz
 in der Gesellschaft seiner Standesgenossen wieder ein. Tief und
 erlöst atmete er auf.
 Tante Emma begrüßte ihn sehr herzlich.
 Ilse's Hand ruhte eiskalt in der seinen; Bernd fühlte, wie
 die weißen Finger sich fest in seine Rechte schmiegen. Und in

ihrem Gesicht las er etwas Neues: ein schenes Fragen, ein ver-
stettes Leuchten, das sonst vollständig fremd an ihr war.

Du bist ja
Ihens Tisch-
herr", sagte
Brömmeler,
als die Paare
sich ordneten.
„Bitte, gnä-
diges Fräu-
lein.“

Bernd trat
auf Ilse zu und
reichte ihr den
Arm.

„Wollen Sie
nicht, Cousine,
sagen?“ fragte
sie sehr leise.

„Ja, da Sie
es erlauben.“

Sie saßen
dem Vater ge-
genüber. Er
war in rotiger
Laune, trant
ihnen zu und
freute sich,
wenn er diese
beiden jungen
Menschen so
lebhaft plau-
dern sah. Es
war, als sei ein
Zwang vor
ihnen gewi-
chen, als müßten sie sich heute näher kommen. Das Gespräch
flocht keinen Augenblick. Ilse fragte nach der Mutter und den
Schwestern Bernds, nach Buchenfelde und berührte im munteren
Plauderton mancherlei. Sie erzählte von dem letzten Winter in
Genf, und daß sie gern immer in Deutschland leben möchte. Kaum
hatte sie das ausgesprochen, wurde sie verlegen und verstummte.

„Was wird er nun von mir denken?“ fuhr es ihr durch den
Sinn. „Wird er es nicht so deuten, als ob —“



Vorgehobene Telefonstation an den Ufern
der Aisne.

de aufgehoben. Die Nacht sank weich und lind hernieder.
Bernd bildete den Mittelpunkt eines Kreises von Herren,
die noch im Rauchzimmer bei einer Zigarre verweilten.
Wie wohl tat dem Gedächtnis heute die Anerkennung der
Gesellschaft, von der er sich einst ausgestoßen gefühlt.

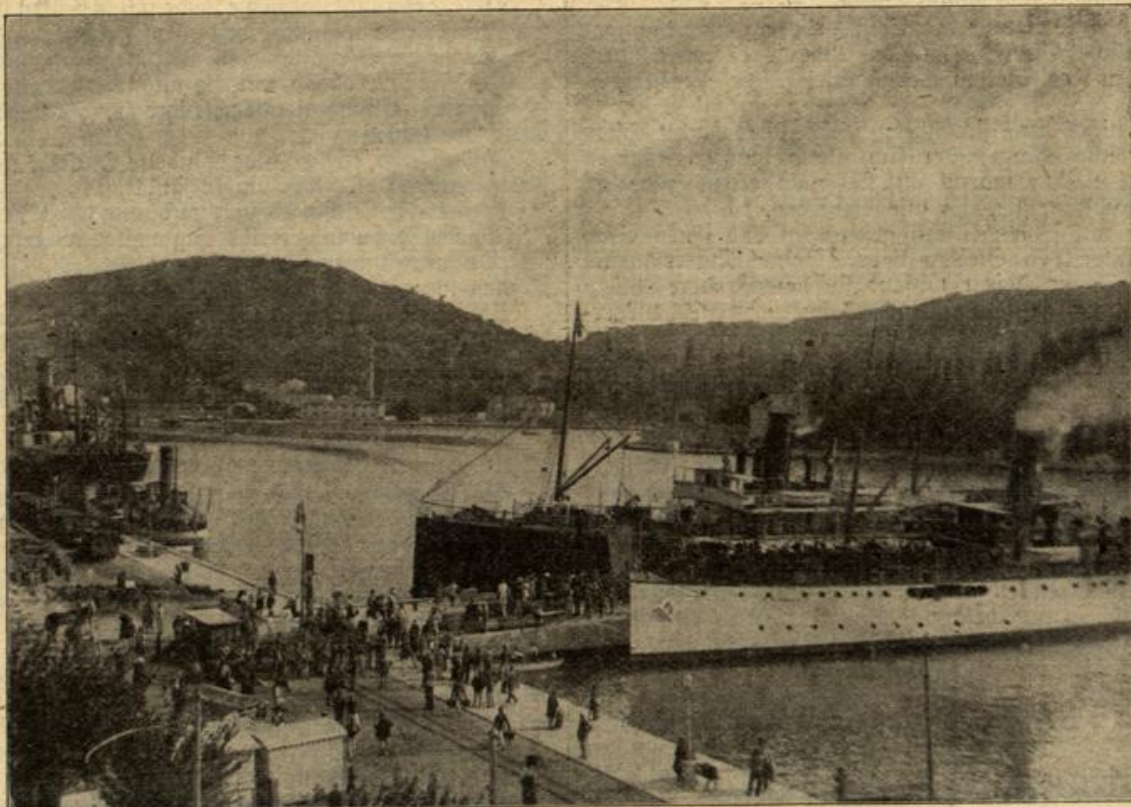
Pastor Hildebrandt und seine Frau waren auch zu-
gegen. Sie verwickelten Bernd in ein Gespräch. Er suchte
loszukommen; verstohlen sah er sich nach Ilse um. Eben
war sie noch bei den anderen jungen Damen gewesen,

Weiter verfolgte
sie den Gedanken
nicht. Sie hatte
sich darnach ge-
seht, ihn wie-
derzusehen, ihm
freundlich zu be-
gegnet.

Am Ausschnitt
ihres hellblauen
Seidenkleides
trug sie ein klei-
nes Sträußchen
Edelweiß. Bernd
hatte es sofort
bemerkt. — Sie
dachten beide an
den Tag, an wel-
chem sie sich auf
dem Kornfeld be-
gegnet waren,
und an dem er
ihr die innige Be-
deutung der teu-
schen Alpenblu-
me erklärt hatte,
die Sage, die sich
daran knüpft.

Die Tafel wur-

jetzt suchte Bernd sie vergeblich im Saal. Er trat aus dem
— Langsam ging er in den Garten, die heiße Stirn in der



Der Hafen von Ragusa-Verchia. Photogr. Leipziger Presse-Büro. (Mit Text.)

ben ihr. Sie war von der Bank aufgesprungen und
ihrem ersten Impulse folgend, fliehen. Da hielt seine
Hand sie fest, sein dunkles Haupt beugte sich über sie.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht Glück gewünscht“, sagte
„soll ich es jetzt tun? Soll ich Ihnen sagen, was ich dann
mir wachsen fühlte, als Sie mich unfreundlich und schroff
delten, als ich das Brandmal unverdienten Verdachtes tra-



Schweizerische Grenzbesetzung: Eine Patrouille im Hochgebirge.



Französische Artillerie.

Ich weiß, daß ich oft sehr ungezogen gegen Sie war", gab er an. "Soll ich abbitten? Wie kann ich es gut machen — Bernd?" Sein Name fiel zögernd von ihren Lippen.

Sie trugen ein Strauß-Edelweiß an Ihrem Gürtel, wollen Sie mir eine Blüte geben?" Und als sie beklommen nickte, fährt er fort: "Ich habe Ihnen erzählt, es heißt, wenn ein Mädchen einem Manne eine der schönsten Alpenblumen gibt,



Stützpunkt im bombensicheren Unterstand.

...ten, aber sie steht wie ein Stein da. So heißen Sie mich also an?" Er wendet sich ab. "Bernd!" Sie ruft seinen Namen leidend, so mit dem Ton der großen Liebe; er fühlt das Edelweiß in seiner Hand. Ihre Arme schlingen sich um seinen Hals. Und die Sterne am Himmel leuchten auf das Glück des seligen Menschenpaares wieder.

Empress of Ireland.

Von Herm. Dreßler.

Der Frühjahrs-Abend senkt sich über die breite Mündung des Lorenzostromes.

Der „Empress of Ireland“ durchjagt die glatte See, die wie ein Bogen Stanniolpapier glitzert. Hinter dem schönen Schiff zieht ein langer und breiter Schaumstreifen her. Hier peitschen die beiden Schrauben

das Wasser zu sprühendem Gischt. Die Zeit des Kommandowechsels



Das „Eiserne Kreuz“ für einen „Schipper“.

(Mit Text.)

ist gekommen. Der betreffende Offizier steigt zu der Kommandobrücke hinauf und grüßt den Kapitän, der mit besorgtem Blicke den Himmel mustert.

„Danke, Kamerad, ich will die Führung des Schiffes bis Sonnenanfang selber behalten!“ antwortet der Kapitän.

„Ist Gefahr im Verzug? Droht denn das Wetter umzuschlagen?“

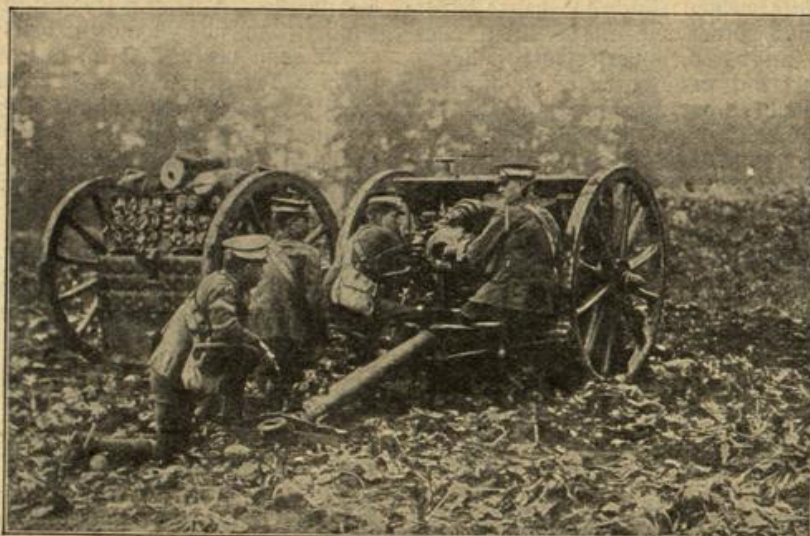
„Um!“ brummt der Kapitän nachdenklich. „Ich fürchte, wir bekommen nasse Packung!“

„Nach diesem schönen Tage? Ich glaube doch nicht!“

„Doch, doch. Sehen Sie mal nach Osten!“

Beide Männer wenden

sich nach der angegebenen Richtung. Dort, fast am Horizonte, hat sich das Meer einen trüben Schleier vor das Antlitz gezogen.



Englische Artillerie in Gefechtsstellung.

Haben Sie es nicht vergessen, Ilse?“ Ganz nah ist er an sie heran-



Trümmer eines von deutscher Artillerie herabgeschossenen englischen Flugzeuges. (Mit Text.)

Hier und da flattern schon kleine, zerfließende Nebelschwaden wie Altwäiberfommer über das Meer, das sich nach allen Seiten hin endlos ausbreitet.

„Das schlägt sich nieder. Die Nacht wird kühl!“

„Ich glaube kaum. Auf jeden Fall will ich bis morgens zwei Uhr wenigstens auf meinem Posten bleiben!“

Der junge Offizier blickt in das besorgte Antlitz seines Kapitäns und weiß nun, daß wirklich irgendeine Gefahr über den Wassern lauert.

Der Kapitän entläßt seinen Kameraden und wandert wieder ruhelos auf der Kommandobrücke hin und her.

Unter ihm dehnt sich der Riesenleib seines Schiffes. Tot und stumm ist es an Deck. Die Passagiere wurden eben durch die Glocke zum Abendessen gerufen.

Von Achtern verirrt sich hin und wieder das klatschende Geräusch eines aufgeweichten Wasserberges herauf. Durch die Tafelage pfeift sanft die Luft, obgleich es windstill ist, aber der Fahrtwind steht steif, denn das Schipslog zeigt zwanzig Faden Geschwindigkeit.

Unterdessen sind die Schleier näher gekrochen. Wie schleichende Gespenster huschen sie über das Wasser, ballen und kneten sich zu allerhand spukhaften Umgestalten, fassen und lösen sich oder wälzen sich wie zudende, schwerringende Leiber. Der Kapitän sieht diesem Schauspiel zu. Ihm formen sich menschliche Gliedmaßen in dem Nebeldunst und ein eisiger Schauer rinnt ihm wie die Ahnung von etwas Unerhörtem durch den Körper.

Der Nebel hat jetzt mit seiner weißen Milch das ganze Meer bedeckt. Das Schiff ragt daraus hervor wie aus Wolken. Der Kapitän gibt nach vorn die Befehle: „Scheinwerfer bereitstellen!“

Der lauende Feind klettert mit unhörbaren Schleichritten immer höher an der Schiffswand empor, schwingt sich über die Reeling und streckt seine feuchten Krallen vorsichtig über das ganze Deck, den nassen Leib nachschleppend.

Das Essen ist vorbei. Einige Reisende kommen aus dem Speisesaale herauf auf das Promenadendeck, das sich rechts und links unter der Kommandobrücke vorbeizieht.

„Hu, wie häßlich!“ ruft eine junge Dame. „Man sieht ja fast die Hand vor den Augen nicht mehr!“

Der Kapitän erschrickt. Er beugt sich über das Geländer der Brücke. Wahrhaftig! Von der Sprecherin sieht man nur noch einen matt hellen Schein. Hätte sie ein dunkles Kleid an, würde von ihr gar nichts wahrzunehmen sein. Im Topmast flammt das erste Licht auf. Es schimmert wie ein trübes, rotberweintes Auge.

„Das wird eine verdamnte Nacht geben!“ flüstert der Kapitän besorgt und gibt durch den Maschinentelegraphen den Befehl: „Scheinwerfer auf!“

Im nächsten Augenblicke flammt in der Spitze des Vorderbeds der Scheinwerfer auf wie das riesige Auge eines Ungeheuers. Langsam fängt er an zu rotieren und läßt seinen Strahlenkegel suchend rings über das Meer huschen. Aber er erzeugt nicht die scharfgeschnittene Grenze zwischen Licht und Schatten und scheint vergeblich gegen die Nebelwände anzuglücken. Nur die nächsten Gegenstände umflutet er mit seinem grellen, silbernen Schein.

Das ungewohnte Schauspiel hat mehrere Passagiere an Deck gelockt. Sie stehen in allerhand Betrachtungen und jeder wird seinem Nachbar nur für einen Augenblick sichtbar, wenn der Strahl des Scheinwerfers ihn trifft.

Der kreist stumm und streckt die schmale, weiße Lichtsäule wie einen tastenden Zeigefinger nach allen Seiten.

„Das ist fein, was? Daß wir das auch einmal erleben!“ sagt ein junger Herr zu einer Dame.

Diese scheint eine Engländerin zu sein.

„Fein?“ entgegnet sie kühl mit einem fremden Akzent. „Wir haben das in London oft und sind nicht sehr erbaut davon. Bei solchem Wetter kommen die meisten Unglücksfälle vor.“

„Wie so?“

„Weil in den Straßen häufig Fuhrwerke aufeinander losrennen und sich gegenseitig zertrümmern!“

„Hm! Na, dafür liegt ja auf dem Meere eigentlich keine Ursache zu Besorgnis vor!“

„So? Meinen Sie? Wenn zum Beispiel...“

Der Rest geht in dem Heulen der Dampfmaschine verloren. Aufbegehrend fordert sie mit dumpfem Schrei Platz für den Ozeanriesen.

Der Kapitän hat sich die Leine des Nebelhorns um das Handgelenk gewunden und reißt von Zeit zu Zeit daran. Bald anhaltend, bald in kurzen Zwischenpausen ertönt das marktschütternde Gebrüll. „Phuumut — phuumut — phuumut!“

Dazwischen hinein hämmert der Klöppel der Signalglocke wütend gegen das bronzene Gehäuse.

„Fahrt — halbe Kraft!“

Die Klingel im Maschinenraume schrillt, das Kommando ist angezeigt und wird zur Kontrolle wieder nach oben gegeben.

Gleichzeitig fahren mächtige Dampfäulen aus dem Schornstein. Man kann sie nicht sehen, fühlt es aber, daß der Riese einen seines tochenden Atems aushaucht.

Die Maschine arbeitet mit halber Kraft, es vergehen aber einige Minuten, ehe die viele tausend Zentner schwere schwimmende Masse ihren Zug verlangsamt und das Schipslog anzeigt, daß der waltige Rumpf endlich dem Willen seiner Seele Gehorjam leistet.

Das Deck ist menschenleer. Die Passagiere haben sich vor unheimlichen Gebrüll des Nebelhorns in die Rauch- und Dampfkammer geflüchtet, denn wer diesen Ton einmal in der Nähe hört hat, den schmerzt das Trommelfell noch zehn Minuten. Nur einige Deckoffiziere stehen zur Seite des Scheinwerfers spähen durch ihre Rohre in die verschlossene Twilight hinaus. Alle Positionslaternen sind aufgefammt, Lampen aber gebens gegen diese nassen Lächer des Ozeannebels an, in selbst das Tuten des Nebelhorns und das wahnsinnige Läuten der Glocke zu ersticken scheinen.

Jetzt schweigen beide für einen Augenblick. Nur das stoßen der Dampfäulen leuchtet durch die Nacht.

Plötzlich legt der Kapitän das Hörrohr an. Seine Züge zucken. Ganz deutlich dringt ihm der langgezogene Ton der Dampfmaschine ins Ohr, schwach, wie aus weiter Ferne hallend.

Einen Augenblick steht er wie zur Bildsäule erstarrt. Der dankte an einen Zusammenstoß zuckt ihm ein Moment lang gräßlicher Anschaulichkeit durchs Hirn.

Wenn zwei dieser schwimmenden Riesen aufeinander rennen, Sie werden in Atome zersplittert. Und an Bord sind vierhundert blühende Menschenleben! Und die Inassen des andern?

Er reißt verzweifelt an dem Dampfseil. Keuchend stößt Atem des Riesen zwischen den ehernen Lippen hervor und ununterbrochen: „Phuumut — phuumut — phuumut!“

Als ob dieses Wunderwort an Kraft und Technik plötzlich bekommen hätte und vor Angst aufschrie!

Unten im Schiffsbauche sitzen die Fahrgäste bei Spiel, Lektüre und ahnen nicht, wie jetzt hier oben, im Hirn ihres Vaters, die Pulse fiebern und hämmern. Hier in der Steuerkabine laufen all die Nerven und geheimen Fäden zusammen, diesem schwimmenden Ungeheuer Leben und Willen verleihen.

Der Kapitän erwacht aus seiner sekundenlangen Erstarrung. Er ist sich seiner ungeheuren Verantwortung bewußt. Er den Hebel am Maschinentelegraphen herum. „Kontredampf!“

„Kontredampf!“ kommt die Kontrollmeldung, „in Apparat zu.“ Die Schrauben fangen an, links zu treiben. Ein Tosen von tausend stürzenden Wasserbächen erbraust. Ein merkwürdiges Zittern durchläuft den Riesenleib des Ungeheuers.

Der „Empress of Ireland“ verlangsamt seine Fahrt. Klingelzeichen im Schipslog, das alle hundert Meter ertönt, zögert seinen Rhythmus.

Der Kapitän starrt mit weit geöffneten Pupillen vor sich den unburchdringlichen Nebel. Immer näher und stärker klopft das Nebelhorn des entgegenkommenden Dampfers.

Der Kapitän weiß, daß sein Kamerad drüben auf jener Kommandobrücke mit ebenso brennenden Schläfen und klopfenden Herzen den nächsten Augenblicken entgegensieht, wie er.

Und jetzt taucht — wie es scheint in größter Nähe — das grüne Auge einer Toplaterne auf Steuerbord auf. Es direkt mittschiffs auf den „Empress of Ireland“ los. Die Laterne im Topmast scheint dem Kapitän wie das flackernde Auge eines blutgierigen Raubtieres.

Wie wahnsinnig gibt er nach der Steuermannskabine Befehl: „Hart Backbord!“ und schreit ihn dazu in die Nacht, könnte sein Kamerad da unten seinen Ruf vernehmen.

Jetzt ist die Gefahr auch drüben entdeckt worden. Aber spät! Zu spät!

Die beiden Dampfer rennen aufeinander los, als gälte ein Kampf auf Leben und Tod.

Der Fremde trifft mit seinem breiten Kielbug den „Empress of Ireland“ in die Flanke. Ein einziger Riß klappt bis zum Heck. Der Dampfer holt Steuerbord über und die Bogen stürzen und triumphierend in seine Eingeweide. Die Menschen drinnen ringen miteinander auf Leben und Tod, um das elende Leben auf einige qualvolle Augenblicke zu verlängern.

Der Kapitän schlägt sich die Hände vor das Gesicht, um Grausige nicht zu sehen.

Der schwimmende Tod ist schon im Nebelgrauen verschanden. Wie eine Gespenstererscheinung nahte er und entschwand stumm, gefühllos und kalt fährt das Schicksal über das Schiff und würgt, was sich ihm in den Weg stellt.

Und über den ewigen Wassern geht der Mond auf und den letzten, schwerringenden Schwimmern den Himmel, der ebenso hoch und blau schon über ihre Wiege spannte.

Großherzog und Bäuerin.

Von Walter Kabel. (Nachdruck verboten.)

Der vorletzte Großherzog von Mecklenburg-Strelitz kannte kein größeres Vergnügen, als im unauffälligen Anzug eines kleinen Bürgers ohne jede Begleitung weite Spaziergänge zu nehmen, die ihn oft meilenweit von seiner Residenz fort-
Auf einem dieser Ausflüge wurde der Fürst von einem bitterregen überrascht. Zu seinem Glück kam jedoch gerade Bauernwäglein vorüber, dessen Lenkerin, eine ältere, einfach gekleidete Frau, den Großherzog auf dessen Bitte mit ins nächste nahm, wo er das Ende des Unwetters abzuwarten gedachte. Die Bäuerin, ahnungslos, wen sie neben sich auf dem Sitz ihres Korbwagens hatte, begann sofort eine Unterhaltung, die ihr Nachbar auch bereitwilligst und in tadellosem med-
argischen Platt einging. Als es stärker zu regnen begann, die Frau für ihren freundlichen
weiter unter dem Sitz einen leeren Korb hervorzog, den der Großherzog zum Schutz gegen die fallenden Regen umhängen mußte.

Im Lauf des Gesprächs erfuhr der Fürst dann, daß das gutmütige, redselige kleine Witwe war und die Gastwirtin im Dorf besaß, dessen Kirchturm im Tale sichtbar war. Bald fuhr er Bogen vor dem Dorftrug vor. Die nötigte den städtisch gekleideten Mann in ihre „gute Stube“ und setzte dort einen reichlichen Imbiß vor. Der Mahlzeit bat sie ihn dann, sich einmal ihre Besichtigung anzusehen. Der Großherzog fand das Gehöft sehr sauber gehalten und auch die Stube bis auf den hölzernen Schweinestall in bestem Zustande. Dieser Schweinestall paßte so wenig zu den anderen Baulichkeiten, daß der Fürst Frau erstaunt fragte, weshalb sie denn nicht einen neuen Stall bauen da es ihr doch offenbar nicht an nötigen Geld mangle.

„Ja“, erwiderte die Krugwirtin verdrossen, „dat wull'n wi all maken (das wollten wir auch schon machen), aber de Land-
er, de will dat nich. Wi häfft em all so veelmal drum beden,
— hei will dat doch nu mal nich!“

Der Landrieder (Landreiter), das ist nämlich in Mecklenburg berittene Gendarm.
höchst verwundert über diese Antwort meinte der Groß-
zog, die Frau solle sich dann doch an den Amtsvorsteher wenden.
Die Alte lachte ärgerlich auf. „Dat hebben wi ook all dahn!
das Amt schrifft (schreibt) dann an den Landrieder, un de
ja dat nich.“

Da, zum Dunner, dann frog Se doch mal bi 's Ministerium
riet der Fürst.

„So, dat Ministerium!“ meinte die Frau achselzuckend. „Dat
ist dann doch wedder (wieder) an das Amt, und das Amt
ist an den Landrieder, un de Landrieder will dat nich!“

Der Großherzog, der jetzt merkte, daß es sich hier fraglos um
eine kleine Schilane des Landreiters gegen die Krugwirtin han-
delte, gab sich dieser jetzt zu erkennen und forderte sie auf, an-
sichtlich ein Gesuch wegen der Bauerlaubnis für den neuen
Schweinestall einzureichen.

„Oh“, rief die brave Krugwirtin da zuversichtlich, „wenn Sei-
lich de Großherzog wär'n, denn ward dat schon gahn. Denn
von (schreiben) Sei man an'n Landrieder un leggen (legen)
bi ihm en goot Wurt (Wort) ein, dat hei uns den Bau er-
nen deist.“

Der Großherzog versprach's denn auch lachend. Da das Ge-
spräch vorüber war, machte er sich in bester Laune wieder
den Heimweg. Der neue Schweinestall wurde wirklich ge-
wozu der Fürst aus seiner Brennerei die nötigen Steine
holte. „Denn“, äußerte er zu den Herren seiner Umgebung,
Erkenntnis, daß in Mecklenburg noch über dem Großherzog
Landrieder steht, ist immerhin ein paar tausend Ziegel wert.“

Legung und Ueberntung eines Spargelbeets.

Spargel ist ein sehr beliebtes Sprossengemüse, das von den
meisten Menschen gern gegessen wird. Leider ist der Spar-
gel im Handel so teuer, daß nur Wohlhabende sich ihn leisten
können. Wer jedoch über einen Garten verfügt, braucht auf den

Genuß desselben nicht zu verzichten. Durch Anlage eines kleinen
Spargelbeetes kann er sich während des ganzen Jahres im
frischen oder konservierten Zustande manches Mahl durch dieses
köstliche Gemüse würzen.

Sandboden liefert für die Spargelkultur den besten Unter-
grund. Die großartigen Spargelanlagen in der Braunschweiger
und Mainzer Gegend liefern den besten Beweis hierfür. Aber wenn
im kleinen Hausgarten die Bodenbedingungen nicht so günstige
sein sollten, so können wir die Erde leicht durch Beimischung von
Mische, Sand und Ziegelmehl durchlässiger machen. Die beste
Pflanzzeit des Spargels ist der April. In sehr warmen und
zeitigen Jahren kann wohl auch etwas früher begonnen werden.
Selbstverständlich muß das Spargelbeet vor der Inanspruchnahme
gut bearbeitet und gedüngt sein. Zu diesem Zweck wird es 50 cm
tief rigolt. In den Untergrund wird reichlich Dünger, Kompost
oder verrotteter Stallmist gebracht. Ist die Anlage erst einmal
fertig, so können wir nicht mehr zum
Untergrunde gelangen, deshalb müssen
wir vorher dafür sorgen, daß die Pflan-
zen später im Untergrund reichlich Nah-
rung vorfinden. Der Dünger wird nicht
in dicken Schichten eingepackt, sondern
gut mit der Erde vermischt.

Bezirgsbild.



Wo ist die Eiserfüchtige?

chen gekennzeichnet. Nicht zu flach dürfen die Pflanzen gelegt sein,
da sonst die Pflaizen zu kurz werden. Doch dürfen die Gräben
im ersten Jahre nicht schon vollständig zugeworfen werden, da
den Pflanzen Luft und Licht vollständig entzogen würden. Man
füllt deshalb im ersten Jahre nur etwa drei Finger hoch Erde
darauf und schüttet erst im nächsten Jahre wieder Erde nach.

Zwei volle Jahre muß der Spargel gepflanzt sein, ehe er
Erträge bringen kann. Die hervorkommenden Triebe werden
an die Stäbchen gehettet, der Boden wird gehackt, bei großer
Trockenheit auch tüchtig gegossen. Das Kraut wird nicht eher
abgeschnitten, bevor es im Herbst well wird. Nach zwei Jahren
guter Pflege können die ersten Spargel gestochen, noch besser aber
gebrochen werden. Aber nicht während der ganzen Stechzeit
dürfen die jungen, zweijährigen Pflanzen gestochen werden, da
sonst die Pflanze leiden würde. Im nächsten Jahre wird sie
dann kräftig genug sein, um während der ganzen Stechzeit von
Mitte April bis Mitte Juni abgeerntet werden zu können. Das
Spargelstechen selbst muß auch mit der nötigen Vorsicht geübt
werden, da sonst leicht daneben hochkommende junge Triebe zer-
stochen werden könnten. Täglich dreimal werden die Spargel-
beete nachgesehen. Kurz ehe die Pflaize aus der Erde kommt,
zeigt sie ihr Erscheinen dadurch an, daß sie die Erde etwas hebt.
Nun wird die Erde an einer Seite vom Spargel soweit fort-
gewühlt, bis die Pflaize in ihrer vollen Länge freiliegt. Nun kann
man sie bequem stechen oder auch abbrehen. — Nach Beendi-
gung der Ernte wird die Anlage mit kurzem Dünger versehen
und leicht untergegraben. Auch kräftige Jauchegüsse in trockenem
Boden fördern die jungen Triebe sehr. Das Düngen im Sommer
ist praktischer, da der Dünger bis zum Frühjahr gut verrottet ist
und bei der Spargelernte nicht hinderlich wird. C. Fusch.

Die Sorgenfrau.

Ja Sorgen war ich eingeschlafen, Es stand der Tag vor meinem Fenster,
Es wob durch meinen Traum die Nacht Ein regenschwerer, nebeltrüber.
Lichticheue, finstre Sorgenbilder; Ich kam beim ruhelosen Wandern
In Sorgen war ich aufgewacht. An meinem Spiegelglas vorüber.

Und sah hinein, und konnt' verstehen,
Warum für mich die Welt so grau:
Die ich im Spiegelglas erblickt',
War die leidhaft'ge Sorgenfrau.

Johanna Weiskopf.



Unsere Bilder



Der Hafen von Ragusa-Verchia, welchen die italienische Flotte vor kurzem bombardierte und wo der italienische Panzerkreuzer „Giuseppe Garibaldi“ durch ein österreichisches Unterseeboot in den Grund gehohlet wurde. Ragusa ist eine befestigte Bezirksstadt in Dalmatien am Adriatischen Meer und am Abhange des San Sergio, den Hafen bildet die Bucht von Gravosa. Ragusa ist seit 1814 in österreichischem Besitz.

Eine außergewöhnliche Auszeichnung: das „Eiserne Kreuz“ für einen „Schipper“. Das erste „Eiserne Kreuz“ als Armierungssoldat hat sich kürzlich der Zimmermann Lünse aus Pommern erworben, der als „Schipper“ in Russisch-Polen arbeitet. Seine Kolonne wurde plötzlich von einer Abteilung Kosaken überfallen. Kurz entschlossen packte Lünse seinen Spaten und stellt sich zur Gegenwehr auf und schlägt den ersten Kosaken nieder. Seine Kameraden folgen seinem Beispiel und schlagen die Kosaken in die Flucht. Für diese Tat erhielt er das „Eiserne Kreuz II. Klasse“.

Trümmer eines von deutscher Artillerie aus 1800 m herabgeschossenen englischen Flugzeuges. Es stürzte brennend bei Freyenberg, östlich von Pöbern, in einen alten englischen Schützengraben hinter der jetzigen deutschen Linie. Der Insasse, ein englischer Offizier, war tot.



Landsturm-Kapelle Würzburg in Lütlich.



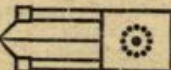
Allerlei



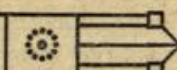
Immer praktisch. Lehrer: „Sage mir einen Satz mit dem Worte ‚Tal‘!“ — Der kleine Toni: „Herr Thalberg hat dem Herrn Blumenthal das Kapital, welches er im ersten Quartal von ihm geborgt hatte, im zweiten Quartal zurückgezahlt.“

Diebstahl. Als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen einst die Teplitzer Heilquellen gebrauchte, wurde ihm auch ein alter ungarischer Oberst vorgestellt. — „Feldzug mitgemacht?“ fragte der König in seiner kurzen Weise. — „Gewiß, Majestät,“ versetzte der Oberst, „hab' ich doch schon unter Maria Theresia Pulver gerochen!“ — „Sind wohl schon sehr alt?“ forschte der Monarch weiter. — „Na ja, bin ich vielleicht so an die Sechzig oder Siebzig,“ war die Antwort. — „Vielleicht?“ rief Friedrich Wilhelm verwundert, „das müßten Sie doch genau wissen, in diesem Alter zählt man seine Jahre genau!“ — „Majestät,“ zähl' ich meine Pferde, mein Geld, meine Sporenriemen, wozu soll ich zählen meine Jahre? Die stiehlt mir niemand!“

Der Juwelier als Menschenfreund. In einem Juwelierladen am Petersburger Newskyprospekt, einer der vornehmsten Straßen aller Weltstädte, trat ein Herr, dem man auf den ersten Blick den feinen Kavalier ansah. In der elegant behandschuhten Rechten trug er einen Blumenstrauß, der den Totalindruck des Mannes bestätigte, sobald die Seidenpapierumhüllung entfernt war. Er entstammte auch dem teuersten Blumenladen in derselben Straße. „Ich möchte eine Portion ungefaßter Brillanten haben“, äußerte sich der vornehme Kunde. Erst nach einem langen, prüfenden Blick über die ganze Persönlichkeit willfahrte der geübte Geschäftsinhaber diesem Verlangen. Ein Karton voll glitzernder Brillanten wurde dem Käufer vorgelegt. Er griff mit der Hand hinein und schlenderte sie mit leichtem Schwunge so über den Strauß, daß sie über die offenen Blumenkronen verteilt wurden und wie sonnenbeschienene Tauperven darin leuchteten. Auch die Augen des eleganten jungen Mannes leuchteten bei diesem feenhaften Anblick auf. Er hüllte das Seidenpapier wieder über den kostbaren Strauß, mußte aber wohl sehr aufgeregt sein, denn er vergaß es, nach dem Preise auch nur zu fragen, warf seine Visitenkarte auf den Tisch, laut welcher er Graf L. bei der französischen Botschaft war, und verließ das Geschäft. Zwei Tage darauf kam er mit bewölter Stirn wieder und fragte, wieviel er schuldig sei. „Zweitausend Rubel, Herr Graf“, wurde ihm zur Antwort. Verblüfft starrte der Graf ihn an. „Sie irren sich offenbar: Sie wollen wohl sagen: zwanzigtausend Rubel.“ — „Nein, Herr Graf,“ sagte der alte Herr, „halten Sie meine Eigenmächtigkeit zugute; ich sah Ihnen an, daß Sie leidenschaftlicher erregt waren, als es dem Menschen gut ist, deshalb erlaubte ich mir, Ihnen Simulbrillanten vorzulegen.“ Diese Ehrlichkeit rührte den jungen Kavalier. Er reichte dem alten Manne die Hand. „Sie haben väterlich fürorgend an mir gehandelt; ich danke Ihnen dafür. Gewollt hat sie mich doch nicht“, fügte er wehmütig lächelnd hinzu. C. D.



Gemeinnütziges



Die Hausfrau im September. Auch im September findet die Hausfrau noch viel in der Küche zu tun. Das Einkochen, Saffbereiten usw. nimmt kein Ende. Da heißt es auf dem Posten sein und alles gut aus-

führen, denn kleine Fehler bei der Zubereitung und Verwahrung von Konserven verursachen ihr Verderben. In der Einkochzeit muß die Hausfrau ein gutes Konservenebuch immer zur Hand haben, damit ihre Kenntnisse auffrischen und ergänzen kann. — Den häuslichen kann die Hausfrau jetzt wieder durch neue Gerichte bereichern. In der Mitte des Monats erscheint das heimische Wildgeflügel auf dem Markt. Es gibt kein delikateres Gericht als ein gebratenes Feldhuhn. Junge harte Tiere namentlich sind die Freude der Hausfrau. Sie sind erst

an der gelblichen Farbe der Haut und dem scharfen, spigen, ja schwarz gefärbten Schmelz bei älteren und alten Tieren die Füße grau und der Schnabel stumpf und heller. Bei ganz jungen Tieren ist das Hinterteil bis zum Bauch grünlich, auch riechen die Tiere schlecht. Vor ihnen muß die Hausfrau hüten. Sollten gute alte Hühner noch Wildgans Verwendung finden. Außer dem Feldhuhn kommen auch die Wildente, die Störche, die Kiebitze, die Krickente, den Markt. Auch Reh-, und Damwild gibt es in großer Menge. Doch sollte sich jede Hausfrau hüten, billige Ware zu kaufen, denn die ist meist minderwertig. So können beispielsweise billigen Hirschrücken Engländer, die jedem den Appetit verderben. — Aber nicht nur in der Küche hat die Hausfrau jetzt Arbeit, sondern auch im

Ist doch jetzt die Zeit des Großreinemachens, was oft große Mühe macht, namentlich in umfangreichen Haushaltungen. Da muß die Hausfrau von früh bis spät hinterher sein, damit alles ordentlich sauber gemacht

Zahlten treiben gern eine große Anzahl von Sprossen, die der Hausfrau zu belassen, wie es zumeist geschieht, nicht vorteilhaft ist. Wohl gibt es auf diese Weise einen mächtigen Busch, aber nur wenige und kleine Früchte. Es sollten nur die zwei bis drei kräftigsten Triebe stehen bleiben, alles andere wird entfernt.

Alee- und Luzernebeiden haben sich für Schweine am zuträglichsten erwiesen. Auf dem Tummelplatz eine ausgiebige Kleeauffütterung zu geben, allen Besitzern zu empfehlen, die ihren Schweinen keine Weide bieten können.

Für eine einfache Hochstammzucht kann man bei Johanniss- und Stachelbeersträuchern schon jetzt vorarbeiten. Man nehme an jüngeren Sträuchern die Seiten- und Endtriebe fort und lasse nur einen, und zwar den günstigsten, stehen. Im nächsten Jahre läßt sich dann schon die Krone erzielen.

Zur Aussaat des Feldsalats (Rapunzel) benötigt man auf den Quadratmeter Saatfläche etwa 4 Gramm Samen; zu dichte Saat ist zu vermeiden.

Rätsel.

Es trägt mit sich sein Haus,
Schallt es bei zwei Rufen aus,
So jedes Jahr zur Winterzeit
Das junge Volk es sehr erfreut.
Fritz Guggenberger.

Zahlenrätsel.

1	2	3							
2	4	5	6	7	8	9			
10	11	12	7	6	13	8			
11	14	12	15	6	11	4			
4	11	7	16	11	6	7			
5	16	6	11	8	16	5			
8	17	5							

Die Zahlen in vorstehender Figur sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß acht Wörter daraus entstehen, von denen fünf in horizontaler und drei in vertikaler Richtung zu lesen sind. — Die Wörter in den vorgezeichneten Stellen bezeichnen: 1) Stadt in Italien; 2) Deutsche Kolonie; 3) See-Offiziersrang; 4) Hafenort; 5) Stadt in Italien. — Die Wörter in den leeren Stellen bezeichnen: 1) Deutsche Provinz; 2) Einen Tag; 3) Spanischer Marschall; 4) Stein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scharade in voriger Nummer:

Brom, Beere, Brombeere.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

